

Die Gedenkstätte Waldniel-Hostert in Nordrhein-Westfalen erinnert an die Psychiatriepatient_innen, die dort während der NS-Zeit Opfer von Zwangssterilisation, Mangelernährung und »Euthanasie« wurden. In der Neugestaltung geben struber_gruber dem sozialen Aspekt des Erinnerns Raum, mehr als 700 Menschen wurden von ihnen einbezogen.

Die aufwendig gestaltete Publikation rückt die unsichtbaren und flüchtigen Momente der Beteiligungsprozesse ins Blickfeld. Zahlreiche Abbildungen begleiten sämtliche Entstehungsstufen bis hin zur realisierten Gedenkstätte. Im Rahmen von Interviews schildern Mitwirkende die Bedeutung ihrer Teilnahme an dem Projekt. Ergänzend geben fachliche Beiträge einen Einblick in die historischen Hintergründe und reflektieren die Neugestaltung aus kunst- und architekturtheoretischer Sicht.

Erinnerung entsteht gemeinsam

struber_gruber

Erinnerung entsteht gemeinsam

DIE NEUGESTALTUNG DER
GEDENKSTÄTTE WALDNIEL-HOSTERT

struber_gruber (Hg.)

baum
141

baum verlag

INGE MANKA

Ort, Prozess, Partizipation, Objekt

Zu den Gestaltungsprinzipien der Gedenkstätte Waldniel-Hostert

Mittwoch, 12. September 2018

Ich komme von Wien angereist, um mir die neue Gedenkstätte in Waldniel-Hostert, einen Gedenkort für die Opfer der NS-Psychiatrie in der Rheinprovinz, anzusehen. Mit dem Besuch des konkreten Erinnerungsortes geht es mir, neben der Besichtigung der gestalterischen Umsetzung des Entwurfs von struber_gruber, auch um eine Einschätzung seiner Bedeutung in einem größeren Zusammenhang. Warum braucht es über 70 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus noch eine neue Gedenkstätte? Was war dort bisher? Wer sind die heutigen Akteur_innen dahinter? Und für wen ist sie gedacht? Warum wurde für die Gestaltung an diesem kleinen Ort in Nordrhein-Westfalen ein internationaler Wettbewerb ausgeschrieben und ein Team aus Wien mit der Umsetzung beauftragt?

Nicht irrelevant ist dabei auch zu sehen, wie der Gedenkort in seiner unmittelbaren Umgebung liegt, wie in Bezug auf die nahegelegenen größeren Städte – Mönchengladbach, Düsseldorf, Köln, wie in Bezug zur ganz nahe vorbeiführenden Autobahn A52. Höre ich etwas von der Autobahn? Ist es wirklich so ländlich, so peripher, wie ich mir das anhand der Landkarte vorstelle oder aus der niedrigen Frequenz der Nahverkehrsbusse rückschließe? Wie leicht oder schwer ist die Gedenkstätte zu erreichen? Wie liegt sie im Verhältnis zum namengebenden Waldniel? Wie ist die direkte Nachbarschaft, welche Sichtbeziehungen gibt es, wie belebt oder einsam ist die Situation?

An der Haltestelle Waldnieler Heide steige ich aus dem Schnellbus, mit dem ich von Mönchengladbach komme.

Von der Bushaltestelle sind es zirka zehn Minuten zurück bis zur Abbiegung zur Gedenkstätte. Ein einsames, weißes Straßenschild,

dem Design und Zustand nach schon älteren Datums, trägt den Hinweis »Gedenkstätte«, nichts weiter. Die Abzweigung führt in eine Wohnstraße mit Einfamilien- und Doppelhäusern, hinter den Gärten abgeerntete Felder. Das letzte Straßenstück ist kurz. Es führt gerade auf ein Gittertor zu. Dahinter sind – im Vergleich zur umliegenden Bebauung – riesige alte Gebäude zu erkennen, die von der Landstraße aus nicht sichtbar waren.

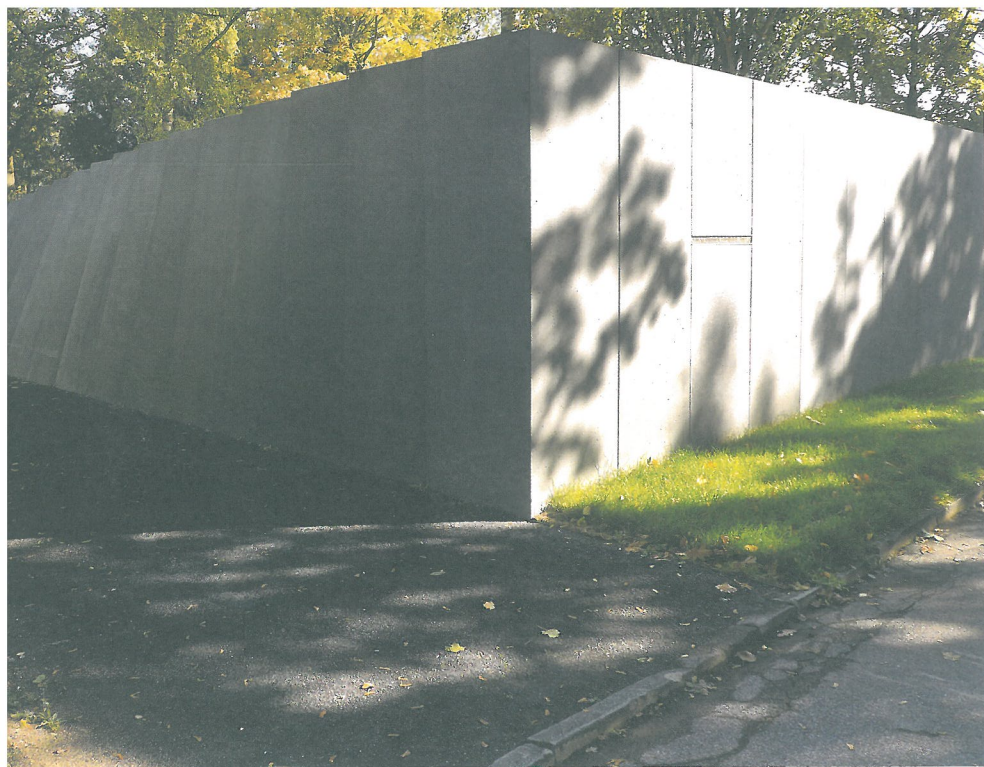
In diesen historisierenden Gebäuden war von 1937 bis 1952 die »Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Johannistal Abteilung Waldniel« untergebracht. Ihr zugeordnet gab es hier ab 1940 eine der sogenannten Kinderfachabteilungen (KFA) – Tötungsanstalten für Kinder mit Behinderungen. Die in der Anstalt verstorbenen Menschen wurden auf dem ehemaligen Anstaltsfriedhof, auf dessen Gelände sich die Gedenkstätte befindet, bestattet. 1962 wurde hier ein Ehrenfriedhof eingerichtet, in dem sowohl an die in den Weltkriegen Gefallenen wie auch an die Toten der Anstalt erinnert wurde. 1987/88 wurde auf Initiative von Bürger_innen hin die Anlage mit Hilfe von Schüler_innen zu einer Gedenkstätte für die Opfer der Nazi-Euthanasie umgestaltet. Letzteres ist charakteristisch für die Erinnerungskultur der 1980er-Jahre, die mit der Einrichtung oftmals dezentraler Gedenkstätten auf zivilgesellschaftlicher Basis bis dato marginalisierte Opfergruppen und Themenkomplexe, zu denen wie hier in Waldniel die NS-Psychiatrie und ihre Opfer zu zählen sind, sichtbar machen wollte.

Hinter dem alleinstehenden Haus rechts beginnt eine Pferdekoppel, die sich in das abgesperrte Gelände hineinzieht, links steht eine Reihe von Wohnhäusern mit Klinkerfassaden. Es sind Hühnergackern und Hahnkrähen zu hören.

Die Wand

Zwischen der Häuserreihe und dem Tor zeigt sich auf der linken Seite ein sehr gerade geschnittenes rechteckiges Stück Betonmauer, hellgrau im Sonnenlicht, das gerade von den am Himmel dahineilenden Wolken freigegeben wird. Dieses horizontal gestreckte Stück Wand macht mit seiner geometrischen Akkuratess in der eher kleinteiligen und ländlich geprägten Umgebung neugierig auf das Dahinter. Ein kleines bronzenes Schild blinkt am linken, dem mir näheren Ende in der Sonne: »Gedenkstätte Waldniel-Hostert«.





Linker Hand biegt die Wand in einem 90-Grad-Winkel um die Ecke und gibt dort einen Weg in das hinter ihr liegende Grundstück frei. Entlang dieses Zugangs löst sich die Wand in einzelne Elemente auf, die sich Stück für Stück immer weiter in das Grundstück hinein neigen. Mit dieser langsamen, sanften Geste führt sie die Besucher_innen in die Gedenkstätte hinein. Am Ende angelangt, gibt sie den Blick frei auf eine Rasenfläche mit darin stehenden Bäumen. Das Ganze wirkt wie ein kleiner Park. In den Farben von Kinderspielgeräten liegen drei große bunte Kugeln im Gelände verteilt.

Die sich allmählich Richtung Boden senkende Mauer ist eine eindrucksvolle Erscheinung. Eine schwere Betonwand, die sich wie gewichtslos niederlegt oder aufrichtet, je nach der Richtung, aus der sie betrachtet wird. Beim Blick zurück zeigt sich die sukzessive Bewegung noch deutlicher in der Akzentuierung durch die Schatten. Wie eine Art Harmonikabalg, der gezogen und gedreht wurde.

Die Wettbewerbsausschreibung zur Gedenkstätte verlangte ein Freilassen des Inneren, um die Gräber des ehemaligen Anstaltsfriedhofs nicht zu überbauen. Außerdem sollten dort Feierlichkeiten mit bis zu 200 Personen abgehalten werden können. Die eigentliche Mitte durfte also nicht durch eine Bebauung oder größere Plastik besetzt werden. Insofern scheint die Maßnahme sehr raffiniert: die Wand selbst zur Skulptur zu machen und das in einer nicht überinszenierten, sondern trotz ihrer Kraft fast selbstverständlichen, sachten Form. Sie bietet so schon beim Zugang ein besonderes Erlebnis, das die Besucher_innen mitnehmen können und das sich in deren Erinnerung einschreibt.

Die Betonwand ist also nicht nur funktionale Abtrennung von Straße und Umgebung, sondern gehört selbst schon zum Gedenkbereich. Sie schafft so eine Verbindung zwischen dem realen örtlichen Zugang und der Zugänglichkeit zur Geschichte des historischen Ortes, zu seinem Kontext und seiner gegenwärtigen Bedeutung in einem übertragenden Sinn – eine der Hauptaufgaben von Gedenkstätten.

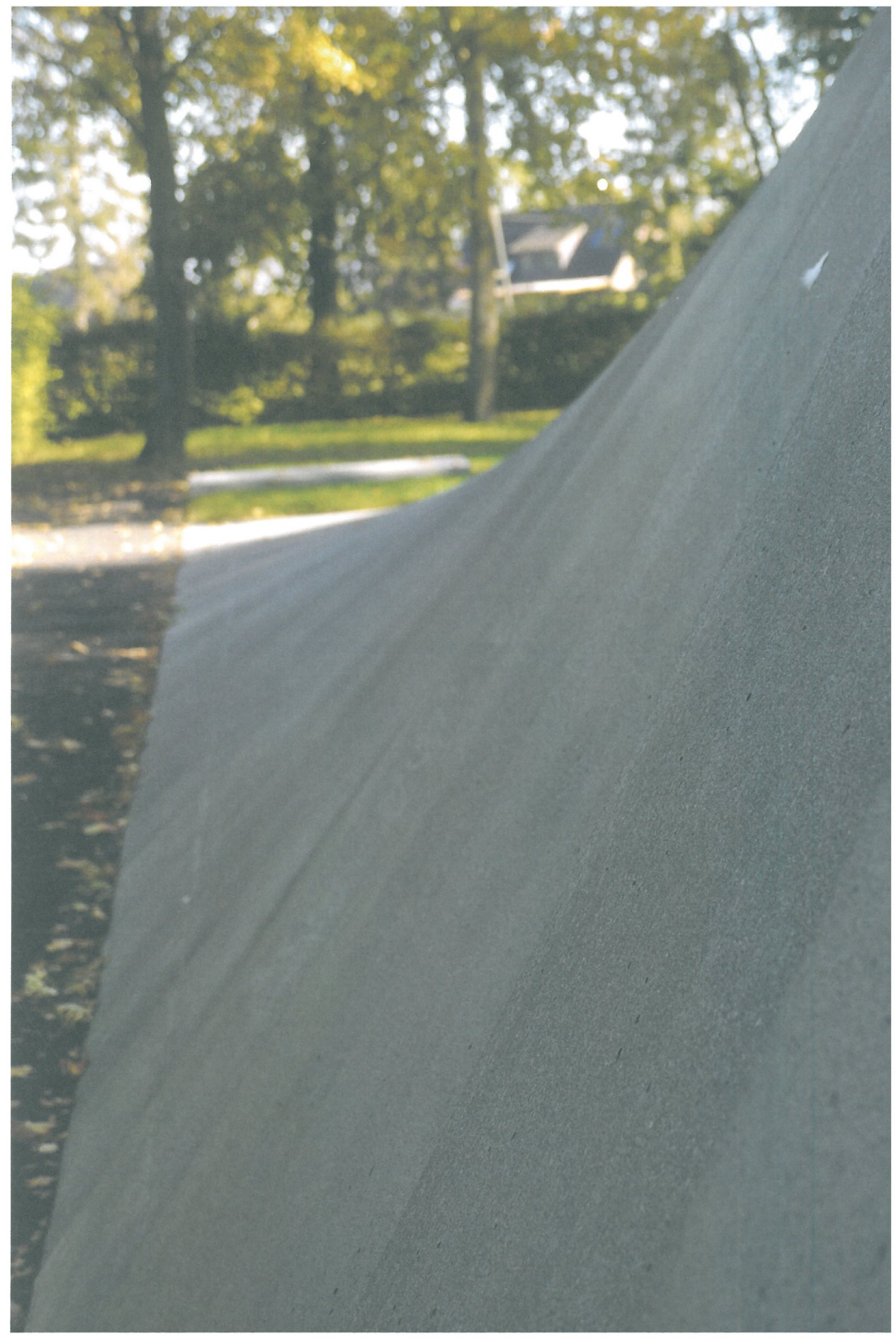
Ein weiteres Detail zeugt von den sensiblen Überlegungen zum Verhältnis von Innen und Außen. Die Einzelelemente der Wand wurden jeweils mit einem kleinen Spalt versetzt. Dadurch dringen Geräusche von außen herein. Ich bekomme mit, wenn draußen ein Auto fährt, wenn jemand kommt, ohne ihn oder sie schon zu sehen.

Die Wand schafft so gleichzeitig Schutz und Verbindung. Sie schützt das Innere visuell und akustisch, ohne es komplett vom Außenraum abzuschließen. Sie verankert hiermit die Gedenkstätte im rundherum stattfindenden alltäglichen Leben und bietet gleichzeitig einen Rückzugsort, ohne diesen als aus der Welt gefallen und damit bezugslos zu inszenieren.

In der Stellungnahme des Kirchenvorstands zur Ausschreibung des Wettbewerbs fand sich der Vorschlag, die neue Gestaltung im hinteren Drittel des Grundstücks zu konzentrieren, dort einen »Ort der Ruhe« zu schaffen. Nun wurde schon vom Eingang weg ein Ort erzeugt, an dem mitten in den alltäglichen Betriebsamkeiten der Umgebung eine kontemplative Atmosphäre vorhanden ist.

Auch die jahrzehntelange Arbeit der zivilgesellschaftlich Engagierten findet durch diese ungewöhnliche gestalterische Ausformung ihre Anerkennung. Der Ort, für den sie sich eingesetzt haben, bekommt etwas Besonderes, lässt die Gedenkstätte über das lokale Setting hinausragen. Die außergewöhnliche Gestaltung verleiht dem Gedenken vor Ort eine überregionale Bedeutung, ohne in einer plakativen Gestik stecken zu bleiben.

Mit ein Grund dafür scheint mir allerdings ein zweiter Aspekt, den die Wand trotz ihrer beeindruckenden und raumgreifenden Form birgt: Sie nimmt Rücksicht auf die bisherigen Gestaltungen. Durch das Zurücktreten der Wand von der Grundstücksgrenze – der Weg hinein führt an der Außenseite der Wand entlang – konnte die 1987/88 von Schüler_innen der Europaschule gepflanzte Buchenhecke erhalten werden. Auch diese sensible Vorgangsweise halte ich für nicht selbstverständlich. Bei vielen Neugestaltungen von NS-Gedenkstätten oder auch Dokumentationszentren wird, oftmals als Folge einer zunehmenden Professionalisierung der am Gedenken Beteiligten, schon Vorhandenes nicht beachtet oder weggeräumt und die jahrzehntelange Arbeit lokal engagierter Bürger_innen mehr oder weniger missachtet.





Die Kugeln

Ich schaue mich um. Die drei großen bunten Kugeln in Rosa, Blau und Gelb, die ich schon vom Modell und von den Fotos kenne, wirken kleiner als gedacht. Im Sonnenlicht ist ihre unregelmäßige, nicht ganz glatte Oberfläche gut zu erkennen. Diese lässt sie tatsächlich aussehen, als wären sie aus einem weichen, gummiartigen Material geformt, wie aus Plastilin eben, der Entwurfsidee von struber_gruber. Die Kugeln tragen jeweils kurze Sätze, die in die Masse eingeritzt wurden: »Elschen schläft« auf der rosa Kugel, »Peter weint« auf der blauen und »Klaus war schlimm« auf der gelben. Und es stellt sich die Frage, welches Elschen schläft und welcher Peter weint? Wo sind sie, diese drei Kinder? Und wo ist das Riesenkind, das die Kugeln gemacht hat?

Durch die überdimensionale Vergrößerung wirken sie eigenartig, sie lassen mich meiner Wahrnehmung nicht ganz trauen. Andererseits kennen wir sie gut, da wir wahrscheinlich alle selbst schon solche Kugeln aus Plastilin hergestellt haben. So werden sie bei den meisten Besucher_innen eher diffuse als konkrete Erinnerungen hervorrufen – an die sinnlichen Eindrücke beim Formen der Masse in den Handflächen, an den Fingerinnenseiten. »Knete« gilt heute noch als pädagogisch wertvoll, zur Förderung sensorischer und feinmotorischer Fähigkeiten, von Kreativität und Fantasie, von Wahrnehmung und Sprache bei Kindern. Mit diesen Assoziationen wecken sie Gedanken an die vielen Kinder, die in der Provinzialanstalt, deren inzwischen verlassene Gebäude ich hinter den Kugeln durch das Blätterwerk der Bäume hindurch mehr ahne als sehe, ermordet wurden. Deren Tod den Eltern von einem Tag auf den anderen mitgeteilt wurde, die plötzlich aus ihrem Leben verschwanden.

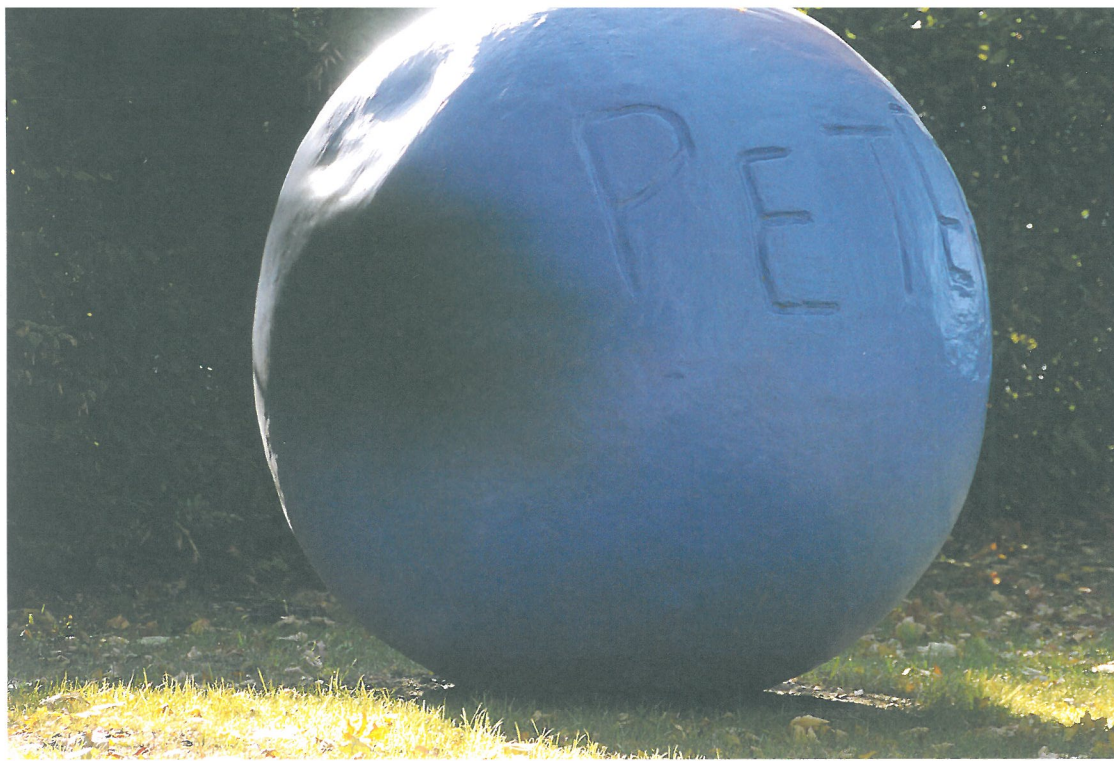
Neben dieser assoziativen Wirkung als Objekt bewirken die drei nahezu gleich großen Kugeln durch ihre Verteilung im Gelände eine Wahrnehmung von Nähe und Ferne. Sie erzeugen damit eine dezente Räumlichkeit. Zudem muss ich, um die eingeritzten Sätze lesen zu können, um die Kugeln herumgehen, mich durch das Gelände bewegen.

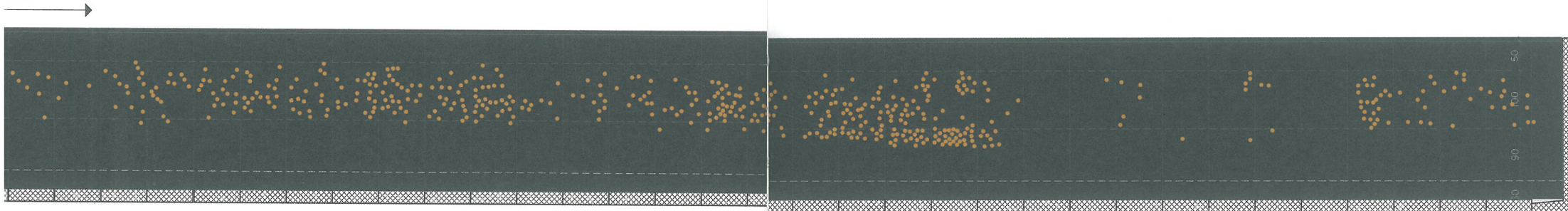
Weiters zieht mich ihre Oberflächenkonsistenz an, ich möchte hingehen und mit den Händen darüberstreichen, die Kugelmasse spüren, vielleicht noch eine kleine Delle hineindrücken oder eine ganz unebene Stelle glätten – was mir, da sie aus Aluminium sind,

natürlich nicht gelingen würde. Aus der Nähe sehe ich die Abdrücke der Hände, die diese Kugeln tatsächlich geformt haben. Die Styropor-Gips-Formen für den Aluminiumguss wurden gemeinsam mit Schüler_innen aus Schwalmatal und dem Kreis Viersen sowie mit Art-Brut-Künstler_innen des Kunsthhauses Kannen hergestellt.

Aber darf an einem Ort der Trauer, der ein Friedhof war und wo bei Grabungsarbeiten immer noch Knochen gefunden werden, mit so bunten, fröhlich wirkenden Elementen gearbeitet werden? Muss nicht das Leiden der Opfer dargestellt werden, wie es unlängst und doch nicht neu ein Wiener Kunstkritiker für Denkmäler in Erinnerung an NS-Opfer forderte? Gegen diese Vorstellung wurden schon viele Argumente vorgebracht. In diesem Fall kommt mir vor, dass die unmenschliche Leere sogar spürbarer wird durch die Erinnerung an die Fröhlichkeit und Unbeschwertheit, die auch diese Kinder im Spiel hatten, als durch die ästhetische Darstellung eines Leidens, in das wir uns doch nur schwer hineinversetzen können. Zudem reduziert eine derartige Konzentration auf einen Aspekt ihr Leben auf das Ende, statt an das zu erinnern, in dem sie uns gleich waren.

Und doch findet auch hier ihr Leiden Ausdruck, wenn auch keinen pseudorealistischen. Die eingeritzten, kurzen Sätze lassen eine äußerst unbehagliche Zweideutigkeit entstehen. Einerseits sind es Aussagen, mit denen jedes Kind gemeint sein kann, andererseits bekommen sie an dieser Stelle, in dieser Gedenkstätte, die gleichzeitig Tatort war, eine brutale Konnotation in Bezug auf die mörderischen NS-Erziehungsmethoden, mit denen vermeintlich schwer erziehbare Kinder als Versuchsobjekte und als nicht lebenswert behandelt wurden. Die, so sie »schlimm waren« – und möglicherweise wurde es als »schlimm« gewertet, wenn sie vor Hunger gar nicht mehr aufhören konnten zu weinen – eiskalt geduscht wurden. Und die mit der tödlichen Kombination aus Unterernährung und dem Schlafmittel Luminal umgebracht wurden – »Elschen schläft«.





Ansicht der Gedenkmauer mit 553 Bronzeplättchen mit einem Durchmesser von 80 Millimeter. Die Gedenkplaketten sind horizontal chronologisch nach dem Sterbedatum 1939–1945 angeordnet, vertikal nach dem Alter.

Die Namen der Opfer

Der Blick in Richtung der halb eingegrabenen rosa Kugel ist gleichzeitig der Blick zurück auf die Innenseite des geraden Teils der Mauer, der die Straße entlangführt. Dort heben sich viele kleine bronzefarbene Punkte von dem nun im Schatten dunkel wirkenden Grau der Wand ab. Sie sind die individuellen Erinnerungszeichen für die Menschen, die in der Provinzialanstalt Waldniel-Hostert ermordet wurden. Wie eine Wolke aus goldenen Punkten sitzen sie auf der Wand. Auch hier möchten meine Finger wieder über die Oberflächen streichen, berühren, anfassen, den Unterschied zwischen dem kalten, glatten Metall und der porösen Oberfläche der Betonwand spüren, die Schrift auf den Plaketten nachzeichnen.

Die 553 kreisförmigen Bronzeschilder tragen jeweils Vorname, Nachname und, wenn bekannt, Geburts- und Sterbedatum, jeweils in einer anderen Handschrift ausgeführt. Sie scheinen wie zufällig auf der Wand verteilt, folgen jedoch einer chronologischen wie altersmäßigen Aufteilung. Von links nach rechts zeigen sie den Zeitpunkt des Todes zwischen 1939 und 1945, zwischen oben und unten verteilen sie sich nach dem Alter der Menschen zum Todeszeitpunkt. Das heißt, je jünger die Opfer waren, desto weiter unten wurden die Plaketten angebracht.

Eine kleine Gruppe von zirka zehn älteren Radfahrer_innen kommt. Ich höre sie schon länger, bevor ich sie sehen kann, als sie

schließlich die immer niedriger werdende Wand entlang hereinkommen. Ein Mann erklärt Grund und Entstehung der neuen Gedenkstätte. Die anderen Männer fragen nach der bautechnischen Bewerksstellung der sich neigenden Betonmauer. Schließlich geht der die Gruppe leitende Mann zu einer der Plaketten an der Wand, zeigt sie den anderen und sagt, dass das sein Onkel gewesen sei. Er war 18 Jahre alt und hatte Trisomie 21. Die Großmutter war gegen Ende des Kriegs schon nach Sachsen evakuiert, der Großvater alleine mit dem Sohn. Der Großvater dachte, er täte etwas Gutes, den Sohn in den letzten Kriegswirren der Anstalt zu überantworten, dass es ihm dort besser als bei ihm gehen würde. Wenige Wochen später war der Sohn tot. Mir kommt vor, dass es dem Mann nicht so leicht fällt, den anderen davon zu erzählen, aber dass es ihm ein großes Anliegen ist. Ich bekomme das Gefühl, dass der Tod des behinderten Sohnes eine Art Familientrauma war, sich der Großvater bis an sein Lebensende Vorwürfe gemacht hat, ihm vielleicht auch Vorwürfe gemacht wurden. Ein Trauma, das bis heute zu wirken scheint. Die anderen in der Gruppe wissen nicht ganz, wie sie mit dieser Information umgehen sollen.

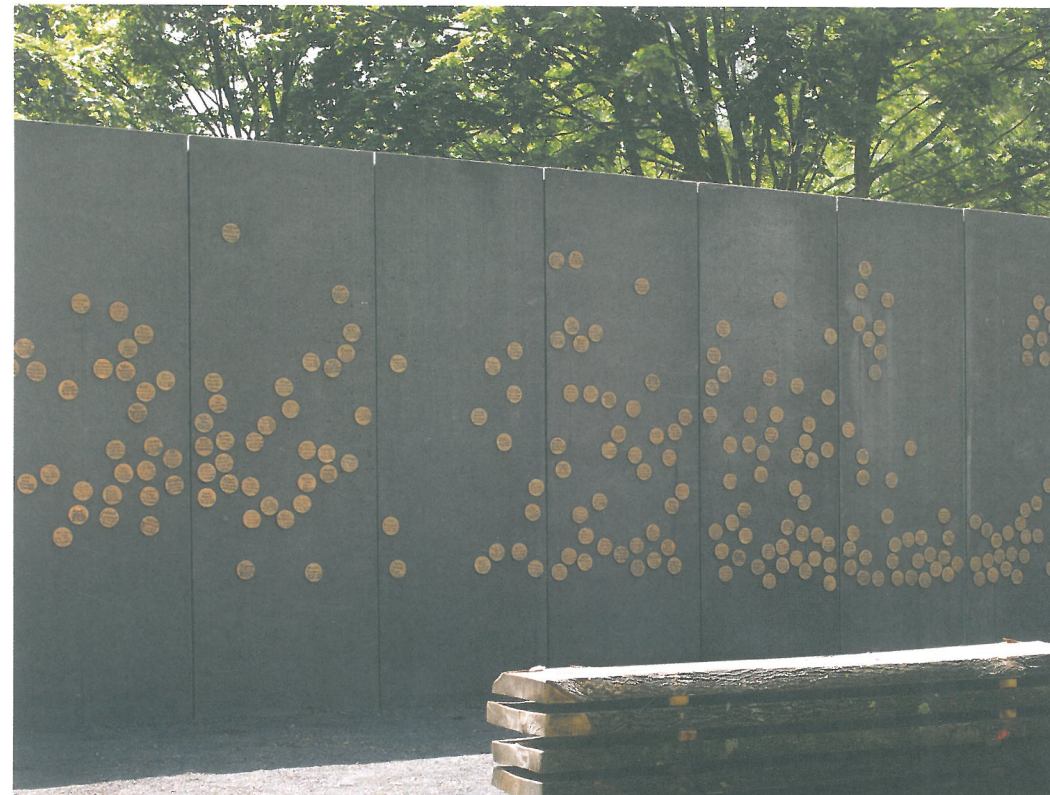
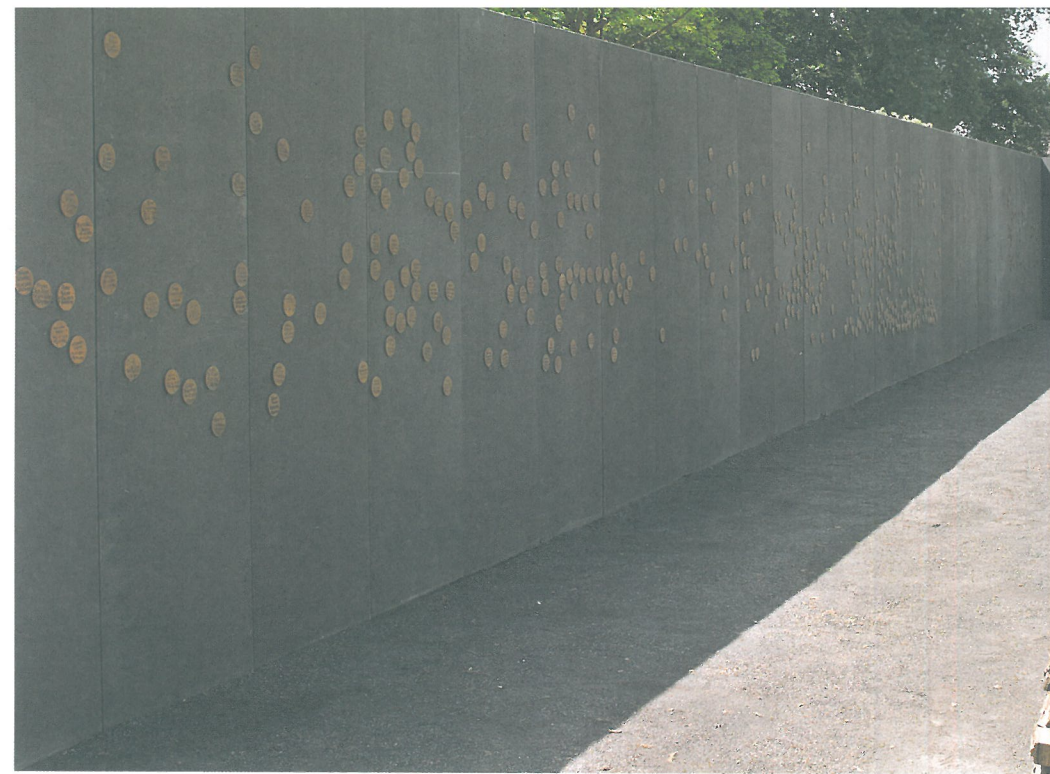
Dann inspiziert die Gruppe die Wand und die Plaketten mit den Namen näher. Zwei Frauen rätseln, wie es zur unregelmäßigen Verteilung kam, was die Gründe sein könnten. Ich mische mich ein und erkläre ihnen die zeitliche wie altersmäßige Anordnung. Als ich das

mit dem Alter sage, also dass die vielen Plaketten, die ganz unten angebracht sind, an Kinder erinnern, merke ich unerwarteterweise, dass sowohl mir als auch der jüngeren Frau Tränen hochsteigen, wir emotional berührt sind. Die niedrig angebrachten Plaketten zwingen uns Erwachsene zum Runterbeugen, um die Namen lesen zu können, um die Daten zu sehen und ausrechnen zu können, in welchen jungen Jahren diese Kinder ermordet wurden. Wir müssen uns auf Kinderhöhe begeben, wie wenn man mit einem Kind von Angesicht zu Angesicht sprechen möchte.

Die Nennung aller Namen der Opfer hat sich als wichtiger Topos im Gedenken entwickelt. Reichte früher ein Mahnmal als Stellvertretung für alle Opfer, gibt es heute das starke Bedürfnis, die Namen aller Opfer anzuführen. Die ermordeten Menschen sollen damit aus der Anonymität geholt werden, über die Nennung der Namen soll ihnen ihre Individualität zurückgegeben werden. Doch in welcher Form? Den Standard dafür setzte unter anderem das Vietnam-Memorial in Washington von der Architektin Maya Lin. Zwei in einem Winkel stehende Granitwände tragen die eingravierten Namen von über 55.000 Toten und Vermissten des Vietnamkriegs. Bis heute kommen Angehörige, suchen den Namen, berühren die Eingravierungen und pausen sie auf Papier durch, um ein Andenken mitnehmen zu können.

Der adäquate Umgang mit einer großen Zahl an ähnlichen Bestandteilen ist nicht so einfach, gerade weil die serielle Wiederholung ähnlicher, nur leicht unterschiedlicher Elemente eine reizvolle gestalterische Strategie ist. Es gibt Umsetzungen, die ich in diesem Zusammenhang für nicht so gelungen halte. Im 2013 neu eröffneten Ausstellungsbereich in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen in Oberösterreich gibt es einen »Raum der Namen«, dessen innenarchitektonischem Design sich die Aufzählung der über 81.000 Namen anpassen musste. Wie ein Tapetenmuster sind sie auf den unregelmäßig geschnittenen Flächen des Raums angebracht. Ein »Meer aus Namen«, eine Art Untergehen in der Vielzahl der Opfer soll suggeriert werden. Ich erachte dies als kontraproduktiv für die gesuchte »Ent-Anonymisierung«, die nun vor allem seine virtuelle Entsprechung, das digitale Gedenkbuch übernehmen muss. Für mich widersprechen sich hier Form und Intention, die Namen werden zum Dekor.

Auch in Wien gab es die sogenannte »Kinder-Euthanasie«. Zur Erinnerung wurde am Ort der ehemaligen Kinderfachabteilung »Am



Spiegelgrund« ein Denkmal errichtet, das zwar nicht die Namen nennt, bei dem aber für jedes der 772 Kinder und Jugendlichen, die ermordet wurden, eine zirka ein Meter hohe, beleuchtete Stele steht, aufgestellt in Reih und Glied, wie eine Armee. Schon immer habe ich mich gefragt, wie für das Gedenken an Kinder und Jugendliche, die nicht den sozial-rassistischen Normen entsprachen, eine derartige Formierung als passend erscheinen konnte. Nun habe ich nachgelesen: Eine Schülerin hatte dieses Mahnmal entworfen und wurde bei einem Wettbewerb auf Stadtbezirksebene ausgewählt. Für sie ist diese starre und enge Ausrichtung ein Ausdruck für die Situation, der die Kinder und Jugendlichen unterworfen waren. Insofern funktioniert zwar ihre Intention, die mir allerdings, vor allem da vor Ort die entsprechende Information fehlt, nicht passend erscheint. Einzig das warme Leuchten der Stelen in der Winterdunkelheit versöhnt mich etwas mit der Form dieses Mahnmals.

Bei der Gestaltung der Gedenkstätte in Waldniel-Hostert versuchten struber_gruber, die geforderte Namensnennung weder stereotyp abzuhandeln noch einer Gestaltungsvorstellung zu unterwerfen. Über die laut Wettbewerb geforderte Vermittlungsarbeit für Schüler_innen weit hinausgehend, wurden von ihnen weitere Beteiligte eingebunden. Für die Namensplaketten suchten sie über 500 Patinnen und Paten, die die Namen der Opfer in Wachsplättchen ritzten. Der oben beschriebene Besucher der Gedenkstätte konnte so als Neffe die Patenschaft für seinen ihm unbekanntem Onkel übernehmen, dessen Namen in das Wachsplättchen schreiben, von dem die Form für die Bronzeplakette abgenommen wurde. Neben der persönlichen Trauer konnten die Menschen so bekunden, dass ihnen das öffentliche Gedenken an die Opfer wichtig ist. Sie konnten damit ein individuelles Band zu vergangenen Ereignissen, zu lange verstorbenen Menschen knüpfen.

Insgesamt fand die Beteiligung, fein austariert, auf unterschiedlichsten Ebenen statt. Katharina Struber und Klaus Gruber waren bereit, sich darauf einzulassen, die Zusammenarbeit mit sehr vielen Menschen zu wagen. Dies bedeutet ein ganzes Stück Mehrarbeit im Vergleich zu einer konventionellen Umsetzung eines Entwurfs, an der nur Professionist_innen beteiligt sind. Dafür musste auch der Prozess der Beteiligung selbst mitentworfen werden. Dieser Teil gehört also ebenfalls zum gestalterischen Konzept und kann nicht nur

als nettes Extra gesehen werden. Es musste überlegt werden, wann wer wie beteiligt werden kann. Interessierte Teilnehmende mussten gesucht werden. An den Schulen mussten neben den Schüler_innen auch die jeweiligen Lehrer_innen ein Interesse haben, wie dies auch im Fall der beteiligten Sozialorganisationen für Betreute und Betreuer_innen galt. Viele Gespräche mussten geführt, viele Termine und Räume organisiert werden. Ganz wichtig war dann natürlich auch die Bereitschaft der Handwerker_innen, einen ungewohnten Ablauf zuzulassen, mit Menschen, die das noch nie gemacht haben, die nicht so schnell und geschickt wie sie selbst sind, zu arbeiten. Patinnen und Paten mussten per Annoncen und Mundpropaganda gesucht, der dichte Ablauf an den Schreibtagen organisiert werden. Die verschiedenen Bedürfnisse von sehr jungen bis zu sehr alten Menschen waren zu berücksichtigen. Allein bei den über 500 Plaketten steht so ein extrem aufwändiger Prozess im Hintergrund, um diese in der individualisierten Form, in der sie nun auf der Gedenkstätte zu finden sind, zu verwirklichen.

Und wenn es hier schon um Namensnennungen geht: Über 700 Menschen waren letztendlich an der Neugestaltung der Gedenkstätte beteiligt. Ich hätte es schön gefunden, wenn auf der Infotafel neben den Institutionen auch alle Beteiligten namentlich genannt worden wären, um sichtbar zu machen, wie vielen Menschen es heute noch ein Anliegen ist, sich an der Erinnerung an die Opfer der NS-Psychiatrie zu beteiligen und damit im wörtlichen wie im symbolischen Sinn ein Zeichen zu setzen.

Im Zusammenspiel aller Komponenten findet die Gedenkstätten-gestaltung von struber_gruber einen künstlerischen Umgang für die heute in den Kulturwissenschaften gültige konstruktivistische Auffassung gesellschaftlicher Erinnerung, nach der wir perspektivisch das erinnern, was für die Gegenwart relevant ist, dass Erinnern also stärker von der Gegenwart als von der Vergangenheit, an die sie erinnert, gezeichnet ist. Die beiden widmeten einen großen Teil ihrer Entwurfsenergie Überlegungen, wie diese Verknüpfung gemeinsam mit anderen Menschen hergestellt und ausgeformt werden kann.



Lost Place – ehemalige Kent School

Nachdem die Gruppe der besuchenden Radfahrer_innen schon länger weg ist, kommt ein Motorradfahrer, ein junger Mann, Ende 20. Er würde gerne das ehemalige Anstaltsgebäude von innen fotografieren, für seine Wohnzimmerwand, wie er sagt, wo sich schon Fotografien anderer sogenannter »Lost Places« befinden. Durch eine Lost-Places-Website weiß er auch von der Kent School, die von 1963 bis 1991 in der vormaligen Provinzialanstalt untergebracht war. »Lost Places« bezeichnet als Pseudoanglizismus einen aktuellen Trend, verlassene Orte aufzusuchen und zu dokumentieren. Als ehemalige Schule der britischen Besatzungsmacht scheint das Areal der Kent School ein beliebtes Objekt zu sein. Das Tor zum Gelände ist mit etlichen Warnschildern zugeklebt, die vor einem unbefugten Zutritt warnen.

Für die zweite der beiden Frauen, mit denen ich vorher ins Gespräch kam, ist der Zustand der Gebäude hingegen ein Ärgernis. Mit diesem Hinweis wehrte sie gleichzeitig ab, sich von der Nennung der Namen und von der Vorstellung, dass hier Kinder getötet wurden, berühren zu lassen. Es wären ja nicht nur hier Menschen ermordet worden. Außerdem gäbe es heute noch ähnliche Verbrechen, anderswo. Sie lässt es nicht an sich herankommen. Am meisten stört sie, dass die Gebäude der ehemaligen Anstalt verfallen. Das sollte so nicht sein. Sie möchte, dass dafür endlich eine Lösung gefunden wird.

Der Verfall der Gebäude bzw. deren missbräuchliche Verwendung für paramilitärische Spiele und Horrorspiele war 2012 auch Anlass für den Appell des internationalen Arbeitskreises zur Erforschung der nationalsozialistischen »Euthanasie« und Zwangssterilisation. In diesem an die Kanzlerin Angela Merkel gerichteten Appell forderte der Arbeitskreis die »Schaffung eines würdigen Gedenk- und Erinnerungsortes für die Opfer der nationalsozialistischen ›Kindereuthanasie‹ in Waldniel-Hostert«, da es bis auf den kleinen, bürgerschaftlich in den 1980er-Jahren geschaffenen Gedenkort keine Gedenkstätte für die etwa 8000 Opfer der NS-Krankenmorde im gesamten ehemaligen Zuständigkeitsbereich des rheinischen Provinzialverbandes gibt. Aus diesem Appell resultierte die Neugestaltung der Gedenkstätte Waldniel-Hostert.

Das heutige Gedenkstättenengelände wirkt klein vor dem Hintergrund der dahinterliegenden, im Vergleich zur Umgebung riesigen Gebäudekomplexe. Auch wenn seine Umsetzung schon viel geleistet hat

für das Gedenken an die Opfer und die öffentliche Erinnerung an die hier stattgefundenen NS-Verbrechen, darf sie nicht der abschließende Schritt sein. In ihrer Präsenz bleibt sie hoffentlich der verortete Appell zu weiteren Überlegungen bezüglich der Nutzung des Gesamtgeländes. Es fehlt nach wie vor ein Ort, an dem ausführlich über die Geschehnisse, über Täter_innen, Opfer und widerständige Angehörige, über die Zusammenhänge informiert wird. Aber auch über das, was nach 1945 passierte bzw. nicht passierte. Nur wenige der Ärzt_innen und sonstigen Beteiligten wurden verurteilt. Für dieses kritische Befragen der regionalen NS-Vergangenheit bräuchte es auch ein Konzept für die zukünftige Nutzung des gesamten Geländes.

Zu Fuß gehe ich dann über eine halbe Stunde ins Ortszentrum von Waldniel, vorbei an Riesentraktoren und gigantischen Mähdreschern, die die letzten Felder abernten. Menschen sind, außer in vorbeifahrenden Autos, kaum zu sehen. Waldniel selbst ist ein nettes kleines Städtchen, dessen Zentrum von der neugotischen St.-Michaels-Kirche geprägt ist. An der Busstation Richtung Mönchengladbach warten viele Menschen, von denen ich annehme, dass es Geflüchtete sind, die hier in Waldniel untergebracht sind. Und plötzlich ist sie da, die große weite Welt, die immer noch Menschen verfolgt, die Menschen zur Flucht zwingt, die manche Menschen für weniger wert erachtet als andere. Und natürlich hat die Frau recht, dass auch anderswo Verbrechen an Menschen verübt wurden und werden. Aber ist es nicht gerade deshalb wichtig, dass es diesen kleinen, besonderen, bunten und trotzdem ruhigen und würdevollen Ort gibt?

